

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1873

99 (17.8.1873)

Karlsruher Nachrichten.



Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint Mittwoch, Freitag und Sonntag. — Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn vierteljährlich 36 fr., monatlich 12 fr. — Die einzelne Nummer 3 fr. — Insertionsgebühr die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 3 fr.

N. 99.

Sonntag, den 17. August

1873.

* Die Vortheile der Stenographie vor der Currentschrift.

(Schluß.)

Ebenso ist es mit dem Protokolliren von Verhandlungen und mit dem auszugsweisen Nachschreiben von Vorträgen, besonders auf der Universität. Wenn ein Student die Vorlesungen der Professoren nachschreiben soll, so wird er bei der Anwendung der Currentschrift sehr oft nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden können, er schreibt zu viel und hört dabei zu wenig, in Folge dessen verliert der Vortrag, dem er nicht seine volle Aufmerksamkeit schenken kann, für ihn an Werth; was er hört dringt nicht so tief in sein Gedächtniß ein, weil er viel zu sehr mit dem Schreiben beschäftigt ist, und was er schreibt, ist ebenfalls wenig werth, weil es nicht vollständig ist. Der Stenograph hingegen hört den Vortrag, notirt sich mit wenigen Federstrichen das Wichtige, gewinnt dabei so viel Zeit, um mit unausgesetzter Aufmerksamkeit dem Redner zu folgen und nach langer Zeit, wenn ihm die Details des Gehörten aus dem Gedächtniß entschwunden sein sollten, findet er in seinen damaligen Niederschriften eben so gutes als vollständiges Material, um sich Alles mit der größtmöglichen Genauigkeit wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Nebenbei tritt das Verhältniß hervor bei dem Ausarbeiten von Aufträgen, bei Briefen u. dergl. Auch hier kommt es nicht auf eine vermehrte Produktion an, oft nicht einmal auf Zeitersparniß. Gleichwohl ist der Stenograph viel besser daran, als der Currentschreiber. Wenn dieser die in ihm aufsteigenden Gedanken vermittelst sehr langathmiger Schrift fixirt, verlieren dieselben durch die lange Zeit nicht selten an Klarheit, oft entschwinden sie sogar wieder während der mühsamen Schreibarbeit oder erscheinen wenigstens in einer weniger angenehmen Form, während der Stenograph sofort seine Gedanken zu Papier bringen kann, und sie in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt. Was er an der Schreibarbeit erspart, das kommt ihm in der Denkarbeit wieder zu Gute und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Produkte des Denkens ungleich mehr werth sind, als die bloße mechanische Schreibarbeit.

Nach der Betrachtung des quantitativen Maßstabes, mit dem man die Stenographie mit der Currentschrift vergleicht, kommt man unwillkürlich zu dem qualitativen oder zur Frage: Ist die Stenographie nicht nur kürzer, sondern auch besser als die Currentschrift? — und auch hier neigt sich die Waagschale zu Gunsten der Stenographie. Im ersten Augenblick könnte man annehmen, die Currentschrift, die einen Buchstaben an den andern reiht und keinen ausläßt, müßte weit zuverlässiger sein, als die Stenographie, die ja einmal von Auslassungen lebt. Allein die Currentschrift, wie sie durchschnittlich geschrieben wird, enthält, als etwas durchaus mechanisches, gewissermaßen schon in sich selbst die Aufforderung an den Schreiber, möglichst schnell zu schreiben, um sich dieser Arbeit so schnell als möglich zu entziehen, und diese Eile bringt es als selbstverständlich mit sich, daß oft die Unterscheidung mindestens von *b* und *r*, *m* und *n* und *u* und was dergleichen mehr sind, ganz unmöglich ist, was jedenfalls die Lesbarkeit nicht befördert. Anders verhält es sich mit der Stenographie. Dieselbe besteht aus kleinen Zeichen, die nicht wesentlich verändert werden dürfen, ohne die leichte Lesbarkeit zu gefährden. Deshalb gewöhnt sich der Stenograph von vornherein daran, genau zu schreiben, und diese Eigenschaft verläßt ihn niemals wieder, da er nur bei Aufnahme von schnell gesprochenen Reden in die

Laage kommt, flüchtig zu schreiben. Außerdem spricht für die größere Lesbarkeit der Stenographie noch die Ausschöpfung des Wesentlichen vom Unwesentlichen. Es ist eine ganz unbearbeitete Vermuthung, wenn man glaubt, man verzeantwärtigt sich beim Lesen der Currentschrift alles, was auf dem Papier steht. Wer jedes Zeichen betrachtet, die Erinnerung an jede Buchstabenform in sein Gedächtniß rufen muß, wird nie flüchtig lesen können, denn mit jeder dieser Erinnerungen ist ein Denkprozeß verbunden. Und wenn man annimmt, man könne jeden Augenblick eine, also in der Sekunde drei Erinnerungen wachrufen, so wären dies erst in der Minute 180. Wer also, um lesen zu können, die Gestalt eines jeden Buchstaben sich vergeantwärtigen wollte, würde uncaefähr 20—30 Wörter in der Minute lesen können, und doch ist die Schnelligkeit des Lesens, namentlich wenn man es für sich selbst vornimmt, eine bedeutend größere. Dies rührt eben daher, daß der Leser sich nicht die einzelnen Buchstaben vergeantwärtigt, sondern unmittelbar die Wörter, die das Kleid der Begriffe sind, und wenn dieselben zu Sätzen verbunden sind, nicht einmal jedes einzelne Wörtchen für sich versinnlicht, sondern vom ganzen Satz einen Totalindruck empfängt. Hierbei unterscheidet der Geist unwillkürlich das Wesentliche vom Unwesentlichen. Hieraus folgt aber, daß das Lesen um so mehr erleichtert wird, je weniger Arbeit die Schrift dem Erinnerungsvermögen darbietet, je zusammengefaßter also die Schrift vor's Auge tritt.

Hält man nun die angeführten Veraleiche aneinander, so wird man sicher finden, auf welcher Seite der Vortheil ist, ob auf der langathmigen, mechanischen Currentschrift, oder der kurzen, präzisen und anregenden Stenographie.

Kokal-Machrichten.

— Von der Königl. Kommandantur ist Herrn Oberbürgermeister Lauter folgendes Schreiben zugegangen: „Die Kommandantur fühlt sich gedrungen, nachdem die Durchzüge der Truppentheile der Occupationarmee ihr Ende erreicht haben, im Namen und Sinne dieser für den freundlichen und gastlichen Empfang, der denselben jeweils bereitet worden ist, den tiefgefühltesten und aufrichtigsten Dank auszusprechen. Wohl denselben erfucht die Kommandantur ergebenst, den Ausdruck ihres Dankes auf geeignete Weise zur Kenntniß aller derjenigen Herren gelangen lassen zu wollen, die bei dem erspriechlichen Wirken des Erfrischungskomitees sich betheiligt haben. (gez.) Wittb, Oberst und Commandant.“ Demselben wird von Hrn. Oberbürgermeister Lauter nachstehende Danksaung hinzugefügt: „Indem ich dies zur Kenntniß der Betheiligten zu bringen mich beehre, erlaube ich mir, auch meinerseits Allen den herzlichsten Dank öffentlich auszusprechen, welche durch Gaben die Bewirthung der deutschen Truppen ermögl. und denen, welche mit Aufwand von Mühe und Zeit sich am Bahnhofe bei dem Darreichen der Erquidungen so freundlich betheiligten. Eine Abrechnung bezüglich der Verwendung der Gaben werde ich baldmöglichst veröffentlichen.“

— Herr Oberbürgermeister Lauter hat einen mehrwöchentlichen Urlaub angetreten und wird sich zunächst auf den Schwarzwald begeben.

— Aus der Sitzung des Ortsgesundheitsraths am 8. August. Der Vorsitzende bringt zur Kenntniß, daß Herr Obermedizinalrath Dr. Holz sich bereit erklärte, die ihm in der zweiten Sitzung zuerkannte Stelle als Mitglied des Ortsgesundheitsrathes anzunehmen. Zur weiteren Ergänzung des Ortsgesundheitsrathes wird beschlossen, Herrn Hofthierarzt

Hydriin zum Eintritt in denselben aufzufordern, vorbehaltlich später einzuholender Genehmigung der zweiten Sektion des Männerhilfsvereins. Professor Virchow in Berlin erteilt die schriftliche Erlaubniß, den Auszug aus seiner Schrift über „Reinigung und Entwässerung von Berlin,“ welche im Auftrage des Vereins im Feuilleton der Bad. Landeszeitung erschienen war, auch als Broschüre zu drucken. — Das Großbezirksamt soll in einer Eingabe ersucht werden, die zwangsweise Desinfektion sämtlicher Gruben anzuordnen und die Ausführung dieser Maßregel durch besonders hiezu bestellte Personen vornehmen und überwachen zu lassen. — Endlich wird beschlossen, eine Aufforderung an sämtliche Herren Ärzte, Thierärzte, Mitglieder des Armenrathes, Bezirksräthe und Armenräthe zu erlassen, etwa in ihrer Thätigkeit beobachtete sanitäre Schädlichkeiten zur Kenntniß des Ortsgesundheitsrathes zu bringen. Diese Mittheilungen sollen in einem besonderen Beschwerdebuch gesammelt und von Sitzung zu Sitzung zur Verhandlung gebracht werden.

— Samstag Vormittag wurde uns eine vollständig reife blaue Traube, die erste, die uns dieses Jahr zu Gesichte kam, vorgezeigt. Dieselbe stammt aus dem Hausgarten des Herrn Schneidermeisters Förster in der Kronenstraße.

— Wie sehr gerechtfertigt mitunter die Besorgniß der Eltern ist, es möchte ihren auf der Straße spielenden Kindern ein Unglück zustoßen, zeigt abermals nachstehender Vorfall. Donnerstag Nachmittag gegen 3 Uhr fuhr beim Karsthore ein beladener Expeditionswagen langsam seines Weges; der Fuhrmann ging neben seinen Pferden einher und konnte somit nicht wahrnehmen, daß ein kleiner Knabe sich hinten an das Fahrwerk anklammernd, einige Schritte mitschleppen ließ. Unglücklicherweise stürzte das Kind dabei zu Boden, trock aber anstatt rückwärts, rasch unter den langsam fahrenden Wagen und wollte gerade auf der Seite zwischen den Rädern durchschlüpfen, als es leider vom hinteren Rade erfaßt und am Halse erheblich verletzt wurde. Die Mütter des Kindes war alsbald zur Stelle, vor Entsetzen aber kaum zurechnungsfähig. Den Schrecken des völlig unschuldigen, laut jammernden Fuhrmannes kann man sich leicht vorstellen. Es dürfte sich Angesichts solcher Vorgänge wiederholt empfehlen, die Kinder auf der Straße nicht ohne Aufsicht zu lassen, wie denn auch der Fuhrmann, bei Wahrnehmung, daß ein ungezogener Junge sich an sein Gefährt zu hängen Willens ist, durchaus keinen Mißgriff begeht, wenn er ihm zur heilsamen ferneren Abschreckung die Treibschur seiner Peitsche zu kosten gibt.

— Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich Freitag Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr am Neubau der Rheinischen Baubank, in der Nähe des Grünen Hofes. Mehrere Arbeiter waren in der Höhe mit einer schweren Platte beschäftigt, als letztere sammt den Arbeitern herabstürzte. Zwei derselben wurden als minder schwer verletzt nach ihrer Behausung verbracht, wogegen zwei Andere nach dem städtischen Spital transportirt werden mußten. Man sagt, die Füße der beiden Unglücklichen seien abgeschlagen. An einem derselben mußte bereits eine Amputation vorgenommen werden.

— Vorläufiges Wochen-Repertoire. Sonntag: „Der Troubadour.“ Dienstag: „Iphigenia auf Tauris“ (Schauspiel). Mittwoch (in Baden): „Der Troubadour.“ Donnerstag: unbestimmt. Freitag (in Baden): unbestimmt.

Nur eine Näherin.

Frei nach dem Englischen des Samuel Robinson
von Rudolph Müldener.

(Schluß.)

Das Kleid sollte anprobirt werden und der Fremde wollte sich entfernen.

„George,“ sagte Nanette „gib' mir etwas Geld, damit ich dies Kleid bezahlen kann; hast Du mir das Zeug geschenkt, so laßst Du auch den Macherlohn bezahlen.“

Er gab ihr eine Zehndollarnote und Nanette reichte dieselbe Athalie und bemerkte, da der Macherlohn für das Kleid nur fünf Dollars betrug:

„Geben Sie ihm heraus, ich will dieses Mal nur fünf davon haben!“

Athalie konnte nicht herausgeben; sie faßte den Mr. Smith fest in das Auge, um sich seiner Person zu vergewissern und erwiderte endlich:

„Nein, ich werde das Ganze behalten und ihm fünf Dollars gut schreiben auf Abschlag der sieben Dollars, welche er mir seit zwei Monaten für seiner Frau gelieferte Arbeit schuldig ist.“

Mr. Smith stammelte etwas von Verwechslung — er sei das nicht — verwünschter Irrthum, und verließ das Zimmer.

Das Kleid saß gut und Athalie fühlte die tröstende Wirkung des Lebens ihrer Arbeit und würde glücklicher hinweggegangen sein, als sie gekommen war, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke eine ihr nur zu wohl bekannte Stimme aus dem Nebenzimmer zu ihr gedrungen. Sie horchte.

Athalie konnte nicht umhin, sie mußte durch das Fenster sehen. Welcher Anblick für eine Gattin! Sie sah, was sie vorher wußte, wovon sie sich trotzdem aber überzeugen wollte, daß Walter im Zimmer war.

Sie setzte sich einige Minuten nieder, um sich von diesem letzten Stoße in das Herz zu erholen.

Zu Hause angelangt ging sie nicht zu Bette; sie war die ganze Nacht mit dem Ordnen ihrer Effekten beschäftigt.

Am anderen Morgen um zehn Uhr flatterte eine rotthe Fahne an ihrem Fenster und während Walter mit seiner Geliebten nach der Bai hinabging, wurden ihre Meubles an den Meißbietenden versteigert.

Bei Sonnenuntergang befand sich Athalie ohne Obdach, ohne Freunde und schlimmer als ohne Gatten, allein in den Straßen von Newyork!

Warum sollen wir Athalie auf dem Pfade ihres Lebens weiter begleiten? Wohl ertrug sie bittere Noth, aber ihr Muth und ihre Thätigkeit verließen sie nicht einen Augenblick und nimmer wich sie vom Pfade der Tugend und des Rechtes. Durch Fleiß und Ausdauer ist ihr endlich auch gelungen, sich eine auskömmliche und anständige Stellung zu erringen, und was mehr ist, sie verdankt ihr gegenwärtiges Glück lediglich sich selbst, lediglich ihrer eigenen Anstrengung.

Indem wir dies schreiben, ist Athalie in Newyork Besitzerin eines renommirten Kosthauses und eines nicht minder blühenden Gravattengeschäftes.

Ihren Mann sah Athalie nie wieder, aber wenn sie ihn auch nicht wieder sah, so wollen wir doch nicht behaupten, daß sie darum auch nicht an ihn dachte. Das Herz eines Weibes ist nun einmal ein unergründliches Räthsel. Alles, was wir wissen, ist, daß auf dem Kirchhofe neben dem Leichensteine des alten Mr. Morgan ein neuer Leichenstein steht, der den Namen Walter Morgan's, „alt siebenundzwanzig Jahre“, trägt.

Woran starb Walter so rasch in der Blüthe seiner Jugend? Er starb an den Folgen des Rum's, verkam in Noth und Elend; das Grabmal, welches seine Gebeine deckt, setzte ihm seine Wittve.

Und Georg Wendall? Und Mrs. Elsie Wendall? Mathilde Morgan? Was ist aus ihnen geworden?

Georg Wendall, der seine junge Frau in einem Augenblicke verlassen konnte, als sie mit der Leiche ihres Vaters allein und schutzlos auf der Straße stand, „um eins zu trinken“, erlag den Folgen des Deliriums, und seine Frau, die eitle, coquette Elsie Morgan, wurde fromm in ihren alten Tagen und lebt heute von den Unterstützungen einiger religiöser Vereine.

Und was nun Mathilde Morgan betrifft, so heirathete sie endlich, nachdem sie bis zur tiefsten Tiefe der Erniedrigung herabgesunken, einen einfachen Handwerker, der, wenn auch nicht der aufmerksamste und zärtlichste Gatte, doch wenigstens ein sehr tüchtiger Arbeiter ist.

Ja, es gibt schon hier auf Erden eine Nemesis!

Großherzogliches Hoftheater.

XXVII.

Das Zwischenreich des erneuten Theaterbeginns.

Als wir vor dem Beginne der Bühnenferien unseren letzten Theaterbericht schrieben, da war uns derselbe eingegeben von den Gefühlen des bitteren Unmuths und der gerechten Entrüstung. Wir sprachen unsern Unmuth aus über die ewige jämmerliche Bevorzugung des Fremden vor dem Einheimischen, unsere Entrüstung über die Vorführung jenes für Deutschland völlig werthlosen Conversationsstückes der George Sand, jenes Machwerkes ohne dramatische Entwicklung, Charakteristik und Kraft, welches von einem unbekanntem deutschen Verfasser eingereicht, unbedingt zurückgewiesen wäre, und welches Herr Sonnenthal nur darum übertrug, weil es für ihn selbst eine Rolle bietet, in der seine Kunstfertigkeit besonders sich zeigen kann. Das Drama ist aber nicht für den Schauspieler, sondern der Schauspieler für das Drama da. Im Höchsten und Besten der dramatischen Dichtung und insbesondere der Dichtung, die der Geist seiner Nation erschuf, soll die Kunst des Schauspielers glänzen, oder sie glänzt in Wirklichkeit gar nicht.

Warum aber kommen wir hier nochmals auf jenen Mißgriff unserer Bühnenleitung zurück? Lediglich darum, weil derselbe auch bei dem neuen Beginne des Theaters sich wieder erneuert hat. Nach jetzt das Fremde zuerst und immer wieder das Fremde! Unter den sechs Theaterabenden bis zu Sonntag den 17. August brachten deren fünf Stücke des Auslandes.

Wir erkennen es gern an, daß diese fünf Stücke, Lustspiele wie Opern, sämmtlich um Vieles bedeutender sind, wie der „Marquis von Billemer“, ja daß sie durchweg zu den besseren Erzeugnissen der fremdländischen Kunst gehören. „Donna Diana“ ist ein vortreffliches Lustspiel der Spanier; „Er muß auf's Land“ ist ungeachtet seines französischen Ursprunges den deutschen Verhältnissen wenigstens theilweise gut angepaßt und längst bei uns elugebürgert. „Ein Glas Wasser“ bleibt trotz mancher Gebrechen, wenn auch nicht das Beste, so doch eines der besseren Stücke von Scribe, und die beiden Opern „Margarethe“ und „Troubadour“ sind sicher werthvoll und haben sich längst auch in Deutschland viele Freunde erworben. Inmitten einer Reihe deutscher Kunstschöpfungen, lassen wir uns jedes dieser Stücke gerne gefallen; denn auch die Poesie und die Tonkunst des Auslandes hat bei uns ihre Berechtigung und soll und muß sie haben nach dem edlen, weltbürgerlichen, weltumfassenden Sinn unserer Nation. Aber Nichts als Fremdes, das ist zu viel; zu viel und zu arg für das Herz eines Patrioten. Besonders zur Wiedereröffnung der Bühne hätten wir Einheimisches, hätten wir Nationales zu begehren ein Recht gehabt und das vor Allem in der wiedereröffneten Festzeit der Jahrestage von allen den Siegen unseres glorreichen Vaterlandskampfes.

Wir wissen zwar und erkennen es bereitwillig an, daß die gegenwärtige Bühnenleitung noch als ein vielfach gehemmtes Zwischenreich erscheint. Wir würdigen die Mühe, welche es kostet, diese Hemmungen zu überwinden; indem hier noch frische Kräfte fehlen, dort die neu hinzugekommenen erst sich einleben und vorbereiten müssen, und indem es vor Allem darauf ankommt durch keine wesentliche Anordnung dem Walten des neuen Dirigenten vorzugreifen. Es war eine Zeit der Verlegenheit und der Noth! Hätte aber der Genius der deutschen Kunst wahrhaft unsere Bühnen durchdrungen, dann müßte man als Hilfe in der Noth nicht beständig des Fremden bedürfen, sondern des Einheimischen genug zur Hand haben, zu dem man jeden Augenblick seine Zuflucht nehmen könnte, und das sich sofort ins Werk setzen ließe. Daß Solches nicht der Fall ist, dies ist es, was wir beklagen. Nicht des veralteten Schenbrians, der keinen nationalen Sinn, keine Vaterlandsliebe, keinen Idealismus kennt, und der ideenlos die alten herkömmlichen Bühnenwege dahinkleucht, bedürfen wir, sondern des neuen Aufschwunges unserer nationalen und dennoch weltbürgerlichen Kunst, der Kunst, die mit vaterländischem Sinne das Heimische pflegt, und die zwar auch das Fremde, wenn es wirklich gediegen ist, gerne bei sich aufnimmt, aber mit Maß und Ziel und innerhalb der allein ihm gebührenden Schranken. Das Fremde sei uns — den einzigen Scheitelpunkt, den wir nicht mehr als Fremden betrachten, ausgenommen — ein lieber, willkommenen Gast, aber ein Gast, der sich nicht als den Herrn des Hauses betrachten und diesen verdrängen soll. Im neuen Theaterbeginn ist der Gast zum Wirth geworden und der Herr und Wirth selber kläglich in den Hintergrund gedrängt. Hoffen wir denn, daß der erwartete neue Dirigent, wie er dies vielfach bereits in seinen eigenen Schöpfungen gethan hat, die Bühne mit voller Begeisterung auf die Höhe unseres Nationallebens erheben und demgemäß das richtige Verhältnis des Fremden zum Heimischen herstellen werde. Sicher wird Herr von Puttkamer vor der Fortdauer dieser Schmach und bewahren. Er, der so treulich mitgebaut an den Tempelhallen unserer neueren dramatischen Dichtung, weiß es am Besten, wie alle Gattungen derselben in Deutschland so reich vertreten sind, daß wir auch als Hilfe in der Noth nicht gezwungen sind stets nur das Fremde herbeizuholen. Hält man es wohl für möglich, daß in Frankreich zur Eröffnung einer neuen Theatersaison fünf deutsche und englische Stücke und dazwischen nur ein französisches gegeben werden könnten? Weder bei den Franzosen, noch bei irgend einem anderen Volke wäre dies denkbar! Nur in Deutschland kann man trotz aller politischen Größe und aller Herrlichkeit unserer Literatur wenigstens im Bereiche der Bühne

den alten Sklavendienst und Sklavensinn noch immer nicht los werden. Nahe denn steht der Befreier, der auch diese Sklaverei glücklich zu enden weiß! Ja der Befreier, der auf's Neue auch die Großherzogliche Hofbühne mit dem patriotischen, idealen, hochherzigen Geiste erfüllt, welchen unser allberehrender Großherzog selber durch sein gesamtes Leben und Walten bekundet hat. (Schluß f.)

Vermischtes.

— **Himmelszeichen der Liebe.** Die Sonne der Liebe tritt in dieselben Zeichen, wie die Sonne am Himmel. Zuerst wird die Liebe gegen Gold gewogen und tritt in das Zeichen der Waage. Bald darauf kommt sie in den Scorpion, der das Glück der Liebenden vergiftet. Fließen die Thränen, kommt die Liebe in das Zeichen des Wassermanns. Oft sehr bald nach der Hochzeit gelangt die Liebe in das Zeichen des Krebses, wo sie, wie dieser, rückwärts geht. Schmolzen die Gatten dann miteinander, werden sie stumm wie die Fische. Wird der Mann von seiner Frau geschoren, so sieht man den Liebesstern im Zeichen des Stieres. Treibt es die Frau zu hant, so daß sich der Mann erschließen will, steht er im Zeichen des Schützen. Selten kommt die Liebe ins Zeichen der Jungfrau, denn die Mädchen verlieben sich schon meistens als halb Kinder; und eben so selten tritt die männliche Liebessonne in das Zeichen des Löwen, der ein Bild der Stärke und Großmuth ist! Erkennt man endlich, daß man in der Liebe einen Bod geschossen, der wie ein Stein das Herz bedrückt, so ist man im Zeichen des Steinbocks angelangt und die Zwillinge Amor und Saturn nehmen Besitz vom Herzen.

— **Aus dem Leben des verstorbenen Wiener Hofopernfängers Dr. Schmid** erzählt ein Freund der Neuen freien Presse: Schmid liebte nicht allein jene Kunst, in welcher er eine so glänzende Stellung einzunehmen berufen war. Seine von ihm angelegte Bildergalerie ist ein Beweiskunststück seines allgemeinen Kunstsinnes, wie er denn auch durch sein früheres Verweilen in der Medicin, in stets lebendigem Zusammenhange mit der Wissenschaft blieb. Ihm wohnte aber auch eine tief sittliche poetische Lebensanschauung inne, die ihm die Erscheinungen der Welt verklärte und denen er einen zuweilen echt romantischen Ausdruck gab. Von einem solchen, nur seinen vertrautesten Freunden bekannten Ergebnisse wollen wir Kunde geben. Schmid liebte seine Gattin mit voller Hingebung und Zärtlichkeit. Es war der tiefste Schmerz für ihn, als er sie vor einigen Jahren in Wien durch den Tod verlor. Sie lag aufgebahrt im Sterbeszimmer, ringelum brannten die Kerzen, der Spiegel war mit schwarzem Flor verhangen. Schmid sah Tag und Nacht beim Sarge und hielt allein Lobtenwacht. Am Begräbnistage besuchte ihn ein Freund. „Gut, daß du kommst. Ich will dir die Gingeschiedene noch einmal zeigen.“ Der Freund, der noch niemals eine Leiche gesehen hatte, überwand, um den Tiefbetrübten durch ein Ablehnen nicht zu verletzen, die Scheu und trat in's Todtenzimmer. Schmid zog den Uebersthan vom Antlitz der Leiche. „Sieh, wie sie selig schlummert, sieh, wie sie schön ist!“ Er stand in Betrachtung verloren. Dann ging er plötzlich ans Clavier und holte ein Notenblatt: „Das war ihr Lieblingsgesang, das „Frühlingslied“ von Mendelssohn. Ich will es ihr noch einmal singen, begleite mich am Clavier.“ Der Freund, innerlich entsetzt über den Wunsch, folgte aber bewegt demselben. Schmid schob seine linke Hand unter das Haupt der Todten und hob es so hoch, daß sie fast eine sitzende Haltung annahm. Dann fing er mit kräftiger unverzagter Stimme zu singen an. Und so sang er das Lied dreimal hintereinander. Der Freund am Clavier konnte vom Antlitz der Todten, wie ihn auch Frauen ergriff, das Auge nicht wenden. Niemals hörte er den Sänger so herzerschütternd schön singen. Schmid ließ hierauf den Kopf der Leiche zurückfallen und legte das Notenblatt mit dem Frühlingsliede unter denselben: „Es soll mit dir begraben werden, was du so liebtest. Und auch ich bereinst neben dir!“ Er ruht nun neben seiner treu und zärtlich geliebten Gattin für ewig gebettet.

— **Ein Pariser Kaufmann.** erzählt der „Figaro“, offerirte vor Kurzem 500 Francs Funderlohn für eine ziemlich bedeutende Summe, welche er verloren hatte. Zu seinem großen Erstaunen stellte sich nach einigen Tagen ein sehr anständig gekleideter Mann bei ihm ein, welcher ihm sein Portemonnaie mit 7 Tausendfrancs-Billets überreichte und hinzufügte: Es sei seine Pflicht, das Geld zurückzustellen, und er könne das Geschenk nicht annehmen, würde sich jedoch verpflichtet fühlen, wenn ihm die ausgelegte Summe auf kurze Zeit leihweise überlassen würde. Der brave Kaufmann war ganz gerührt von dieser Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit und bestand auf der Annahme der 500 Francs, wozu sich denn schließlich auch der Fremde nach einigem Zögern bewegen ließ. Ehe er fortging, hat er die Bankbillets nochmals nachgezählt, und Alles wurde in Ordnung gefunden. In sehr heiterer Stimmung begab sich Monsieur jetzt in Madame's Boudoir und erzählte einem andächtigen Kreise von Zuhörern die Geschichte vom kraven Mann, wobei er fast mechanisch die wieder erlangten Schätze nochmals durch die Finger gleiten ließ. Aber wie groß war sein Erstaunen, und wie sehr wurde sein Vertrauen zur Menschheit und namentlich zu den Pariseren erschüttert, als er bei näherer Befichtigung fand, daß die Billets nicht auf 1000 Francs, sondern auf 1000 Francs lauteten, mit einem Worte gefälscht waren. Der ehrliche Funder hatte nicht nur das Geld behalten, sondern auch noch die ausgelegte Belohnung geholt.

Humoristisches.

* Schwarze Gesundheits-Senskörner von Dintenbergier.

Die seit langer Zeit angestellten gründlichsten ärztlichen Beobachtungen haben deutlich nachgewiesen, daß die heilenden Eigenschaften der weißen Gesundheits-Senskörner durch den halb-hundert-jährigen Gebrauch gänzlich verschwunden sind, dagegen wird Herr Dintenbergier, die schönsten Zeugnisse von Personen erhalten, die an Magenschmerzen, Stäubiger-Druck, Unverdaulichkeit, Athem- oder Wohnungs-Noth 2c. litten und die das glücklichste Resultat durch den Gebrauch der schwarzen Gesundheits-Senskörner erzielt haben. Nicht durch rasches Hinunterfürzen der Dosen wird vollständige Heilung gesichert, sondern durch jahrelang fortgesetzten Gebrauch ihres Inhaltes; es ist daher leicht erklärlich, daß dieses so werthvolle Heilmittel, dessen Gebrauch mit so wenig Kosten verknüpft ist, in dem nächsten Vierteljahrhundert einen beispiellosen Erfolg erhalten wird.

Prospecte gratis in unserer Niederlage.

J. G. Biermaier, Humbergstraße 11.

Mein Mann geht nit ins Bad, er bleibt hiesich.

Mein Mann macht sich neulich iver die Madamm, die in's Baad geht, luschtig, un hott doch eewefalls sein Badkäfer im Kopp. Die Woch hott'r gebeicht. Er kennt sich nit mehr bide, segt'r. Er hätt de reformirte Matthees im Kreis siße. Er mißt zum Wenigste vier Woche Mineralwasser drinke un sich in d'r Danneluft bewege. Un dusche mißt'r sich un alle Dag zweemool im Badkiwl ligge, segt'r un was wech ich, Leitche! Mein Mann, hiesiger schlichter Schbieberger un ehrfamer Naqaalschmid will in's Bad! D'r Berschtand schteht mer schritt! Ich hab em Paschtor Anal sein Erdkugl im Kopp. — No, un wo bleib ich? sag ich, haw ich g'sagt. Wo bleib dann mein Erholung? Wer gibt mir Zeit un Geld for vier Woche schtred die Been naus? He? Wer bekimmert sich um mein Hezeschuß, der ich im Kreis hab? Re Mensch! Die Fraa kann ihr Kreis h'halte! D'r Herr Gemahl herngege meegt vier Woche Schlinschlanke gehn, weil'r sich nit mehr bide kann. Jawohlche! Du hoscht doch sunscht le Schmerze, sag ich, haw ich g'sagt. No, wann d'r norr weiter nig fehlt! Borderhand bleiwe d'r Herr Gemahl norr emool hibsch in Mannem un drinke kalt Brunnewasser, daß'es Beichl e bissl dinner werd un sich Seiner Wohlgebore widder bide kenne; dann dein reformirter Matthees, mein Liewer, sag ich, haw ich g'sagt, sißt nit im Kreis, sondern im Bauch! — Dort liggt d'r Haas im Besser, Leitche! Die Beich, die Beich, die dicke Beich, die sin d'r Grund alles Zwels. Bei vierezwanzig Grad im Schatte miteme Bauch vun e paar Schuh Umfang in d'r Welt rumzulaase, iss freilich so e Sach. Do kann's eem unbehaglich werre. Awer wer iss schuld an denne dicke, alte Bergerwehrbeich? Re Mensch wie die Herre selwer. Die Ruh, die Bleichgiltigkeit, deff kalte Blut muß ma bei so'me Mann sehe, wann sich die Fraa die Seel aus'm Leib in d'r Haushaltung ärgert! En Krawall mit d'r Maad — kimmert de Herr Gemahl nig! En Zooros mit de Rinner — kimmert de Herr Gemahl nig! E eing'seesti Grohwesch — kimmert de Herr Gemahl nig! D'r Deiwel un sein Grohmutter dirft lumme un die ganz Haushaltung uff de Kopp schstelle — d'r Herr Gemahl riecht sich nit, d'r Herr Gemahl biebst nit, d'r Herr Gemahl bleibt kalt wie'n Frosch! Ich muß mein G'schäft noochnehn, kriecht die Fraa gewöhnlich forz zur Antwort, wann se ihrn Mann froogt: ob se dann alle Unannehmlichkeiten in d'r Haushaltung a lleen uff'm Buckl zu drage hätt? Ich kann mich um so Lumpereie nit bekimmere, becht's dann. Mich ruft die Pflicht! Un so weiter, Leitche! So'n Mann vun d'r rechte Bauchort — te Pulverfaß, wann ma's'm unner de Schtuhl schtellt, kann'n aus d'r Gemeithlichkeit bringe, wann'r g'rad am Wickle iss. Un do soll eener te Fett anlege! Do soll noch en Knopp am Hoffseig halte! Do soll sich eener noch bide kenne, wann'm en Kreizer uff de Bodde fällt! Also te Wunner! Nix bringt so'n echte Bollblutsfamilievatter aus'm Runzept! Nix bringt'n außer Fassung! Nix vun d'r liewe Herrgottswelt kann so'me gemieth-

liche Kannegießer in die Kerbe fahre, dann for sein bollittische Wertrhehausdisskursch gew ich a ach te Dopp! — der zehet nit! Omdrollere! Je uffgereger die Zeit, je dider die Männer! So'n Bolliditus, wie mein Mann per Exempl, derf kreische un uff de Tisch im Wertrhehaus schlage, wie'r will — es dhut'm nig. Er bleibt fett wie e Dol! Je greeker die Revolution, je greeker d'r Schoppe! Je greeker die Barrikad, je greeker 's Friehschid! Ich kenn mein Zeit! Bis dato hott sich noch Keener um sein Vatterland zu dod gegreint. Die wo mehr davor gedhan, als ihr Schteier bezahlt hawe, sinn zu zähle! Wann per Exempl die Franzose, die mein Mann schunn mit'm Maul umgebracht, nit all heit noch lewe dhäte, wär te Paar rothe Hoffs mehr uff d'r Welt! Die Jesuite, vun denn'r alle Morge eene zum Friehschid verzehret, leewe heit noch! Die bollittische Arweit, die so'n Zeitungsfresser schafft, iss also gar nit so g'fährlich; wenigstens leid d'r Bauch nit drunner Noth! Mit emool deff, was doch for so Manchen e Wohlthat bei der Hiß wär. kummt bei dem bollittische Gieklanneblech raus. Die bollittisch Ansicht mag sich bei so'me Mann ännere wie se will — d'r Bauch wechslt nit, d'r Bauch bleibt sich konsequent, d'r Bauch wechslt nit die Farb, d'r Bauch bleibt rund. — Un was die Bollidit nit fertig bringt, solle vier Woche Bade-Bade odder Wiesbade fertig bringe? Wer sich in Mannem nit mehr bide kann, kummt aach in Wildbad nit mehr uff de Bodde. — Wann de vier Woche Wildbads schbiele willscht, sag ich, haw ich g'sagt zu meim Mann, do geh alsemool naus in de Altneder un bad mit de Wasserhinkle, do hoscht e „Wild-Bad!“ Die Reesstur will ich mer g'falle losse. Alle annere Baadreesblään sinn Bosse, Lorenz — lauter Bosse! Un for die hoscht noch le Hoffs! Bad dich in Mannem un nähr dich reedlich! Mir hawe Wasser genug! Rhein un Neder! Un nooch jedem Bad wersch de hibsch im Schosseemehl gepudert, wann de aus'm Wasser kummscht. Also Herz, was begehrt! —

Uff die Art ung'fähr haw ich meim Herr Gemahl de Baadreeschtandpunkt kloor gemacht, un zugleich die Antwort gewe, uff sein neulich Kapittl: Die Madamm geht ins Bad! — Ich hab also mein Schuldigkeit gedhan! Geh hin ihr Weiver, un dhut Dessgleiche! E Summerbaadrees kann norr genehmigt werre mit Gebäd! Also mit Fraa un Rinner! Ohne die Zugab — nie! En unumschtecklicher Ehgrundsatz! Dann e Mann, der de Ehring am Finger drägt un leddig in d'r liewe weite Welt rumreest, kummt mer vor wie e kleen Kind uffere Brich ohne Geländer! E Mann im Bad ohne sein Fraa! Schauderhaft! Wo bleibt sein Schutzengl, sein guter Geischt, der'm neethigefalls, wann die Sunn unnergange iss, die Gardinebreddig halt! Die ehlich Gardinebreddig iss atwer 's eenzia Mittl, en Mann vun d'r Fettsicht zu kurire. Alle Morge, Mittag un Dowend e g'heerig Schtrooskapittl aus'm Effeff vorgelese — deff wirkt, deff kann helse, deff verdreibt de Schbed! Die Kur kann mein Mann awer aach in Mannem mache! Also for was die Rees? Mein Mann bleibt hiesig!

Hummer Runne in Berlin: Re, wat doch die Hundstage vor Saden austräten, det seht schon über der Hntschmir. Kommt da neulich mein Schwesternsohn zu mir, wat ein sehr jehildeter Mann is und sagt: Runne, sagt er, weecht Du ooch, det der Schab von Persien der Schwäger von een' Berliner Schuzmann is? — Ja, sag ich, det wäre der Deibel! — Ja, sagt er, pass' mal Obacht. Der Schab is, wie alle Welt weech, der Sohn des Himmels, und die Ordnung is, nach Schiller'n des Himmels Tochter, mithin die Schwester Raffredins. Der Berliner Schuzmann is aber der Mann der Ordnung, erjo is er der Schwäger des Schab von Persien. Quod erat demonstrandum. — Nu, frag id' bloß, sollt man das für möglich halten? Ich habe't aber immer jesagt, die Menschen sind eben zu komische Leute. (Uff.)

Briefkasten.

Herrn C.: Mit Wirtschaftsempfehlungen ist es eine eigen-thümliche Sache und sind wir nur in seltenen Fällen in der Lage, von Einfendungen wie der Jhrigen Gebrauch zu machen, es sei denn, daß dieselben für den Inzeratentheil bestimmt werden. Wenn übrigens ein Wirth gute Speisen und Getränke verabreicht, so thut er damit lediglich seine Pflicht und Schuldigkeit und arbeitet damit nicht minder auch zu seinem persönlichen Vortheil.

Die Red.